

wesentlich bei der Abgrenzung städtischer von nicht-städtischen Siedlungen anerkennt und der sich zahlreiche östliche Forscher bedienen, lehnt der Vf. auf Grund des in frühgeschichtlicher Zeit anderen Sozialgefüges, letztlich wegen des Fehlens der freien Bürgerschaft früher als in mittelalterlichen Städten ab, womit er sich auf dem gesicherten Boden seiner Ausgangsdefinition befindet.

Die Funktionstheorie — allerdings ohne nationale und ideologische Beimengungen — steht dem komplexen geographischen Stadtbegriff nahe; für die Beantwortung der Frage jedoch, ob vom geographischen Gesichtspunkt aus frühgeschichtliche Siedlungen Ostmitteleuropas als Städte zu bezeichnen sind, scheinen mir die informatorischen Voraussetzungen noch nicht gegeben zu sein.

Wer aber entscheidet, ob die juristische oder die geographische oder eine andere, thematisch oder regional eingeschränkte Definition die beste zur Erfassung des Phänomens Stadt ist?

Kiel

Reinhard Stewig

Karl Bischoff: Sprache und Geschichte an der mittleren Elbe und der unteren Saale. (Mitteldeutsche Forschungen, Bd 52.) Böhlau Verlag. Köln, Graz 1967. 307 S., 36 Abb.

Karl Bischoff hat sich schon mehrmals mit den geschichtlichen und vor allem den sprachlichen Fragen des Landes zwischen Harz und Saale beschäftigt¹ und sich als trefflicher Deuter der kulturellen Grundlagen dieses Raumes erwiesen. Mit seinem neuen Buch versucht er, eigene und fremde Forschung zusammenfassend, eine Gesamtdarstellung zu bieten, die von den Zeiten der Völkerwanderung bis zur Gegenwart führt. Nach einem Blick auf die vorgermanischen Fluß- und Ortsnamen werden mit Recht die Umstände hervorgehoben, die für das hohe Alter der Ortsnamen auf -leben sprechen. Als die Slawen am Ende des 6. Jhs. kamen, haben sie an der Börde haltgemacht, weil sie schon besiedelt war. Dasselbe kann in Oberfranken beobachtet werden.² Die Börde ist niemals siedlungsleer gewesen. Die Ansiedlung verschiedener germanischer Stammesteile durch die Franken um 568 wird m. E. zu kurz behandelt. Hinter diesen fränkischen Siedlungsmaßnahmen stehen solche gegen Avarn und Slawen, die Sorge um die Reichsgrenze und ihre Schwächung durch den Abzug der Sachsen (Thüringer), die mit Alboin nach Italien gezogen waren. Bischoff hält mit Recht (gegen Heinrich Kuhn) an dem Alter nordseegermanischer sprachlicher Züge fest und damit an der Einsicht, daß die besonderen Entwicklungstendenzen des Altenglischen schon auf dem Festland vorgebildet waren. Es finden sich weniger vorgermanische Namen als in Westfalen, so daß sich das Ostfälische ausbilden kann. Schon im 10. Jh. gibt es deutsche Siedlungen östlich der unteren Saale, die auch im Wendenaufstand von 983 nicht verlorengegangen sind. Das Vordringen der Wenden gegen die Elbe und Saale läßt sich m. E.

1) Besonders K. Bischoff: Zur Geschichte des Niederdeutschen südlich der ik/ich-Linie zwischen Harz und Saale. (Berichte über die Verh. der Sächs. Akad. der Wiss. zu Leipzig, phil.-hist. Kl., Bd 102, H. 6.) Berlin 1957; ders.: Sprachliche Beziehungen zwischen niederdeutschem Altland und Neuland im Bereich der mittleren Elbe. (Ebenda, Bd 103, H. 4.) Berlin 1958.

2) E. Schwarz: Sprache und Siedlung in Nordostbayern. (Erlanger Beiträge zur Sprach- und Kunstwissenschaft, Bd IV.) Nürnberg 1960.

genauer gliedern, wenn die Niederwerfung der Warnen 595 mit wendischer Hilfe geschehen und den Sorben dafür die Landschaft bis zur Saale überlassen worden ist.³ So kann man urteilen, wenn man den Bericht Fredegars über den Abfall des Sorbenherzogs *Dervan* zu Samo damit verbindet. Den slawischen Resten wird unter Heranziehung der vorhandenen Arbeiten über die Ortsnamen genau nachgegangen, doch hätte die Berücksichtigung der Lautersatzerscheinungen noch mehr Aussagen über den Beginn der sprachlichen Beziehungen zwischen Deutschen und Sorben bzw. Polaben, das Nebeneinanderleben und die Dauer der slawischen Sprache ermöglicht. Im übrigen ist der Verlauf dieser Berührungen sehr ähnlich denen zwischen den Deutschen und den Wenden um Bamberg und weiter östlich, nur daß alles 200 bis 300 Jahre später erfolgt. Das gilt für die Gewässernamen, wo nur die kleineren slawisch benannt werden, für die Burgwallanlagen, die an der unteren Saale haltmachen, die Beobachtung, daß auch in deutsch benannten Orten Wenden wohnen und hier wendische Flurnamen begegnen, daß Wenden beim deutschen Landesausbau westlich der Saale verwendet werden, schließlich mit dem Einsetzen von Mischehen die Aufgabe des Wendentums größere Fortschritte macht. Ein Fernhalten der Wenden aus der Oberschicht ist erst seit dem 16. Jh. zu bemerken. Noch im 13. Jh. ist von heidnischen Gebräuchen der Wenden die Rede, östlich Bamberg in der Mitte des 11. Jhs. Um 1700 stirbt das Wendische aus, zu einer Zeit, da es schon Leute gegeben hat, die die Sprachreste der Polaben im hannöverschen Wendland noch aufgezeichnet haben. Den wendischen Restwörtern in der deutschen Mundart wird sorgfältig nachgegangen.

In der Altmark westlich der Elbe und in den angrenzenden Gegenden östlich des Flusses sind zu den deutschen Ansiedlern aus der Nachbarschaft seit der Mitte des 12. Jhs. Niederländer in relativ großer Zahl gestoßen, und Bischoff, Bathe und besonders Hermann Teuchert⁴ ist es gelungen zu zeigen, daß ihre besonderen Züge in der Mundart bis heute bewahrt sind. Bischoff hebt klar hervor, welche Kriterien es erlauben, niedersächsische Einflüsse der Nachbarschaft und niederländische zu trennen. Hinzu treten Orts- und Flurnamen, die von den Niederländern mitgebracht worden sind. Auch mundartliche Unterschiede innerhalb des verpflanzten Niederländischen sind zu erschließen. Es ist aber trotzdem kein niederländisches Siedlungsgebiet an der mittleren Elbe entstanden, denn die Mischung mit dem Niedersächsischen und den ihre Sprache aufgebenden Wenden hat zu einer neuen Kolonialmundart geführt. Westfälische Beteiligung ist nur in geringer Zahl zu beweisen.

Die Hinwendung zum Süden, durch verschiedene Umstände begünstigt, setzt früh ein und ist im hohen Mittelalter gut zu verfolgen. Ein großer Teil des Landes wird schließlich mitteldeutsch und gibt seine niederdeutsche Mundart auf, indem sich südliche Neuerungen durchsetzen. Die hochdeutsche Urkundsprache, die Städte, die führenden Schichten in ihnen gehen voraus. Die unteren Schichten sprechen noch eine Zeitlang das Niederdeutsche, noch 1570 wird in Magdeburg eine Verordnung des Rates in niederdeutscher Sprache gedruckt.

3) Dazu E. Schwarz: Deutsch-slawische Namenbeziehungen von der Ostsee bis zur Adria. (Studia Onomastica Monacensia, Bd II.) München 1960. S. 29.

4) H. Teuchert: Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts. Neumünster 1944.

Die Magdeburger Schöffen verstehen es schon im 13. Jh., ihr Recht in hochdeutscher Sprache mitzuteilen. Die Bedeutung Wittenbergs und der Luther-sprache wird hervorgehoben und gezeigt, wie sich mit ihrer Hilfe Wörter wie Hügel durchsetzen. Zuletzt werden die brandenburgisch-preußischen Einflüsse gestreift, die den bisherigen West-Ost-Zug der Sprache umkehren. Das wird 1945 unterbrochen. Es besteht die Gefahr, daß sich nun die Demarkationslinie zu einer Sprachgrenze entwickelt.

Das mit guten Abbildungen versehene Buch führt seinen Titel mit Recht, denn Sprache und Geschichte durchdringen sich in eigenartiger Weise und begleiten die Menschen bis zur Gegenwart.

Erlangen

Ernst Schwarz

František Václav Mareš: Die Entstehung des slavischen phonologischen Systems und seine Entwicklung bis zum Ende der Periode der slavischen Sprach-einheit. (Slavistische Beiträge, Bd 18.) Verlag Otto Sagner. München 1965. 87 S. (Vervielf.)

František Mareš hatte 1956 im 25. Band der „Slavia“, S. 443—495, einen Aufsatz „Vznik slovanského fonologického systému a jeho vývoj do konce období slovanské jazykové jednoty“ veröffentlicht, dessen Bedeutung Erwin Koschmieder bewog, für sein Münchener Seminar für slawische Philologie eine Übersetzung anfertigen zu lassen. Dieser Aufgabe unterzogen sich Peter Rehder und Cornelia Schacht. Die Publikation ist durch ein kritisches Nachwort der Übersetzer bereichert worden, in dem sie auf spätere Veröffentlichungen von Mareš verweisen. Wenn man auch von Slawisten erwarten sollte, daß sie Aufsätze in tschechischer Sprache lesen können, so ist die deutsche Übersetzung doch sehr erwünscht, weil sie diese bedeutende Studie auch dem Indogermanisten und allgemeinen Linguisten bequem erschließt. Es verdient bemerkt zu werden, daß in demselben Jahr 1965 eine englische Übersetzung in *Ann Arbor* als Nr. 6 der „Michigan Slavic Materials“ erschienen ist.

Die Studie reiht sich würdig an die Forschungen großer tschechischer Slawisten wie Zubatý, Vondrák, Hujer und Weingart an. Mareš wendet die Methode der von Trubetzkoy begründeten synchronischen Phonologie auf die diachronische Sprachforschung an, wie es schon 1955 in allgemeinerem Rahmen André Martinet in seiner „Économie des changements phonétiques. Traité de phonologie diachronique“ getan hatte. Mareš untersucht das slawische Phonemsystem vom Urslawischen bis zu dessen Auflösung in die einzelnen slawischen Sprachen. Er läßt es unentschieden, ob das Urslawische unmittelbar aus dem Indogermanischen herzuleiten ist oder erst von einer dazwischenliegenden baltoslawischen Sprachperiode (die vielfach bestritten wird).

Die primäre Veränderung, welche das Urslawische begründet, ist die konsequente Entlabialisierung der Vokale, durch die *o* zu *a* und *u* zu *y* (jeweils Kürze und Länge) wurden. Es ist möglich, daß die Entlabialisierung *o* zu *a* schon baltoslawisch ist. Nach der Entlabialisierung besaß das Slawische zwei Grundvokale: das niedrige *A* und das hohe *Y*, die in vorderen (palatalen) bzw. hinteren (velaren) sowie in langen bzw. kurzen Vokalen (also acht) realisiert wurden (S. 6). Von diesem Vokalsystem hängt die Silbenharmonie ab, die auch einen „Umlaut“ umfaßt (*a* zu *ä*) sowie die drei Palatalisationen.